

[s.n.]

Autor(en): **Stauber, Jules**

Objektyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **110 (1984)**

Heft 22

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Hedy Gerber-Schwarz

Junge und Alte

Das Problem kommt immer wieder zur Sprache: Früher war es besser, da wohnten Junge und Alte zusammen. Im Kanton Bern, auf dem Land, hatte man das Stöckli, in das die Eltern zogen, wenn die Kinder den Hof übernahmen. Die Senioren hausten für sich, blieben weiter unabhängig. Im allgemeinen ein Idealzustand, obschon man auch von der «Stöcklikrankheit» sprach.

Heute sind die Wohnungen in der Stadt teuer und eng, der Platz fehlt für die Eltern. Aber nicht nur das: Der Generationenkon-

flikt ist grösser geworden. Wer in der strengen Krisenzeit gelebt hat, ist geprägt, das Sparen, «zur Sach luege» ist ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Er kommt nicht mehr davon los, auch wenn er es materiell nicht mehr nötig hätte. Er spart bis ans Lebensende.

Die Jungen jedoch sind während der Hochkonjunktur aufgewachsen, leben im Wegwerfzeitalter. Der Lebensstil der Generationen ist derart verschieden, dass an ein Zusammenwohnen nicht mehr gedacht werden kann. Es würde für beide Teile mit der Zeit unerträglich. Ständig Konzessionen machen, ein Auge zudrücken, sich anpassen, das ermüdet und geht nicht gut.

Es gibt natürlich auch Junge, die, gerade weil sie während der Hochkonjunktur aufgewachsen sind, plötzlich ins Gegenteil umschlagen, alternativ werden. Sie hüllen sich in Brockenhauslum-

pen, natürlich nur in reine Wolle und Baumwolle, leben sehr einfach, brauchen wenig Geld, fühlen sich in kalten Räumen wohl und kommen mit einem absoluten Minimum an Arbeit aus. Würde sich da eine Mutter, die an ein gewisses Mass von Bequemlichkeit und Komfort gewöhnt ist, bei ihren alternativen Jungen wohl fühlen? Kaum.

Ich habe bei Bekannten und Freunden eine Umfrage gemacht: Möchtet ihr einmal mit euren Töchtern oder Söhnen zusammenleben? Alle sagten nein, sogar eine Mutter mit fünf Töchtern.

Es liegt also nicht nur an den Jungen, es liegt sogar eher an uns Älteren: Wenn wir es uns leisten können, möchten wir so lange als möglich in den eigenen vier Wänden bleiben. Gelegentliche Besuche bei Kindern und Grosskindern sind schön; aber wer kehrt nicht gerne heim nach so einem

Aufenthalt? Grosskinder, kurze Zeit «genossen», sind beglückend, doch mit ihnen und ihren Eltern zusammenleben? Da haben sich die Erziehungsmethoden und die Säuglingspflege in den letzten Jahrzehnten zu sehr geändert!

Die meisten ältern Menschen gehen auch lieber in ein Hotel oder in eine Pension in die Ferien, anstatt zu den Kindern oder zu Verwandten. Je älter man wird, desto mehr liebt man seine Unabhängigkeit, desto eigenwilliger ist man in seinen Gewohnheiten.

Man werfe nicht den ersten Stein auf die Jungen, die uns Ältere nicht haben wollen: Wir sind es, die Alten, die so lange als irgend möglich selbständig sein wollen. Und sind wir einmal krank oder gebrechlich, lassen wir uns lieber im Spital pflegen, als dass wir den eigenen Kindern zur Last fallen.

Frühstück

Schöne Sonntage beginnen wir gerne mit einem Frühstück, nicht wie üblich zu Hause, sondern irgendwo in einem netten Café in der näheren oder weiteren Umgebung. Gleich anschliessend machen wir, je nach Jahreszeit, eine Wanderung, gehen baden oder auf einen Stadtbummel. Das auswärtige Morgenessen, zwar ein ganz gewöhnliches Café complet, nicht etwa ein Brunch oder gar ein Gabelfrühstück, bringt uns immer einen Hauch Ferienstimmung und hat zudem den Vorteil, dass wir schneller aus der Wohnung kommen, dass der Sonntag dadurch länger wird und wir trotzdem wieder frühzeitig zu Hause sind.

So war es auch am letzten 1. Mai, der in unserem Kanton als Feiertag gilt. Mein Mann, unsere 9jährige Tochter und ich hatten uns kaum im hübschen Café am See gesetzt, als die Serviertochter schon neben uns stand.

«Wir möchten etwas z Morge», sagte mein Mann.

«Dreimal Frühstück?» entgegnete das Fräulein halb fragend, halb die Order bereits weitergebend.

Wir nickten. «Für uns Kaffee, für die Kleine eine warme Ovo!» riefen mein Mann und ich fast im Chor, denn die flinke Dame entschwand bereits um die Ecke. Potz Blitz, das Tempo! Noch hatte es nicht viele Gäste.

Mein Mann schlug die Speisekarte auf. Da waren zwei Arten von Frühstück aufgeführt und beschrieben, ein «Grosses Frühstück» und ein «Kleines Frühstück». Ich sass dem Buffet am nächsten, rannte sofort dorthin, denn dort stand noch unser Fräulein, und erkundigte mich, was sie für uns bestellt habe, nachdem es gemäss Karte zweierlei Frühstück gebe.

«Das normale natürlich, und zwar dreimal», sagte das Fräulein.

«Was ist denn das normale?», fragte ich belämmert, denn für mich waren beide normal, je nach Grösse des Hungers oder der Gewohnheiten und/oder der Finanzen.

«Das grosse, selbstverständlich», sagte das Fräulein ziemlich schnippisch. «Sie haben ja nicht das kleine bestellt.» Aber auch nicht das grosse, dachte ich. Nun bat ich das Fräulein, die Bestellung abzuändern auf zwei «grosse» (wir beiden Grossen trinken gerne mehr als nur eine Tasse Kaffee) und ein «kleines» für unsere Kleine, denn sie isst nie mehr als ein Brötchen samt Aufstrich und trinkt nie mehr als eine Tasse Ovomaltine.

Sie habe schon getippt, antwortete die Serviertochter unwillig. «Aber Sie haben uns ja gar nicht gefragt, ob wir das grosse oder das kleine möchten, und Zeit, in die Karte zu schauen, hatten wir überhaupt nicht, und dann ein kleines Mädchen...!»

wehrte ich mich, denn mit zunehmendem Alter bin ich allergisch geworden auf gewisse Machenschaften. Früher hätte ich wie Herr Schüch alles akzeptiert und noch daraufgezahlt, um ja nicht als kleinlich zu gelten oder unangenehm aufzufallen und Mehrarbeit zu verursachen!

«Wir haben ausdrücklich Weisung, wenn jemand nicht von sich aus das kleine Frühstück verlangt, ohne zu fragen das grosse zu bringen; ich kann also persönlich nichts dafür», klärte mich das Fräulein auf. Dann änderte sie entgegenkommenderweise die Bestellung doch ab, und wir bekamen wunschgemäss zwei grosse und ein kleines.

Das ist bis jetzt der einzige Tolggen in unserer Sonntagmorgen-Frühstücks-Wirtschaftsgeschichte, denn überall, wo wir bisher eingekehrt sind und unser bescheidenes Café complet beziehungsweise die Ovo «mit» genossen haben, war stets alles in Ordnung, keine Spur von unangenehmen «Weisungen des Hauses» – im Gegenteil: Besonders liebenswürdig und rücksichtsvoll wurde vielerorts unsere Tochter behandelt, auch als sie noch ein ganz kleines Mädchen war. Wir sind deshalb fest entschlossen, unser kleines Sonntagsergnügen weiterhin zu geniessen!

Olgi Heuberger

